

dtv

»Haben Sie keine Angst davor, dass Ihnen etwas passieren könnte?«, fragte eine besorgte Nachbarin, als sie sah, wie ich den Kofferraum meines Wagens belud. »Darauf hoffe ich doch sehr«, erwiderte ich. »Das ist ja Zweck der Übung«.

Mit Robben baden, im dichtesten Nebel spazieren gehen und eine Bekanntschaft machen, Fische verkaufen und Muscheln suchen für den Lebensunterhalt, allein den eigenen Bedürfnissen folgen: Neugierig und nie frei von Selbstzweifeln meistert Joan Anderson die Herausforderung der selbst gewählten Einsamkeit und gewinnt dadurch eine neue Sicht auf das Leben, so dass sie mit neu gewonnenem Selbstbewusstsein wieder auf ihren Mann zugehen kann.

Joan Anderson ist Journalistin und Kinderbuchautorin. Sie lebt mit ihrem Mann auf Cape Cod.

Bei dtv sind von ihr erschienen: ›Spaziergang am Meer‹ (2005) und ›Zurück ans Meer‹ (2010).

Joan Anderson
Ein Jahr am Meer

Aus dem Leben
einer unvollendeten Frau

Aus dem Englischen
von Susanne Aeckerle

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für mein Vorbild und meine beste Freundin – meine wunderbar unvollendete Mutter –, die sich nach wie vor verändert und selbst übertrifft. Ihre Weisheit, und die ihrer Mutter, ist in diesen Seiten gegenwärtig.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Ungekürzte Ausgabe 2002
7. Auflage 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1999 Joan Anderson
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
A Year by the Sea.
Thoughts of an Unfinished Woman
Doubleday, New York 1999
Deutschsprachige Ausgabe:
© 2000 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Lajos Keresztes
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20533-7

*Es gibt Gezeiten auch für unser Tun,
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muss die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.
Wir sind nur flott auf solcher hohen See,
Und müssen, wenn der Strom uns hebt, ihn nutzen,
Wo nicht, geht unser Schiff und Gut verloren.*

William Shakespeare, ›Julius Caesar‹,
4. Akt, 3. Szene

EBBE

SEPTEMBER

Ich möchte Sie bitten, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst lieb zu haben. Forschen Sie jetzt nicht nach Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.

Rainer Maria Rilke,
›Briefe an einen jungen Dichter‹

Die Entscheidung, uns zu trennen, fiel sozusagen über Nacht. Mein Mann kam eines Tages von der Arbeit nach Hause und verkündete, er habe eine neue Stelle Hunderte von Kilometern entfernt angenommen. Während er sich über die Einzelheiten ausließ, saß ich mit leerem Gesicht da und suchte nach einer Ausrede, um ihn nicht begleiten zu müssen. Schließlich waren unsere beiden Söhne erwachsen, das geräumige alte Haus, in dem wir seit siebzehn Jahren wohnten, war längst zu groß für uns geworden und meine Tätigkeit konnte ich überall ausüben. Woher kam also mein Widerstand? Warum war ich wie erstarrt, verängstigt und voller Wut?

Es dauerte nicht lange, bis ich die simple Wahrheit erkannte. Ich hatte einfach weder Lust noch die Energie dazu, mit ihm umzuziehen. Ein neues Leben anzufangen, an einem fremden Ort, wo wir doch hier schon nur noch nebeneinanderher lebten, war zu viel für mich. Ich war selbst erstaunt, als ich mit der einzigen Alternative herausplatzte, die mir einfiel: mich in unser Häuschen auf Cape Cod zurückzuziehen und herauszufinden, was ich wirklich wollte. Meine Erstarrung, mein offener Mangel an Mitgefühl beunruhigten mich, aber ich konnte nicht dagegen an.

Ich betrachtete diese Lösung nicht bewusst als Trennung, sondern nur als eine Art Atempause, ein Verschnaufen, Urlaub von der Beziehung. Nach ein paar Monaten würden wir wieder zusammen sein.

Mein Mann nahm meine Entscheidung ohne große Gefühlsregung hin, distanzierte sich, wurde beinahe gleichgültig. Mit beängstigender Höflichkeit machten wir Pläne für unsere zukunftslose Zukunft und teilten unseren Freunden, die sich nach dem Verkauf des Hausrats in unserem nun leeren Wohnzimmer versammelt hatten, die Entscheidung ganz nebenbei mit. Die meisten reagierten mit Bestürzung und einer fragte rasch, um

das entstandene Schweigen zu überbrücken: »Welche Erinnerungen verbindet ihr mit diesem Haus?«

Ein Schauer überlief mich, als einer unserer Söhne von den Festen zu erzählen begann, die ich hier veranstaltet hatte. Andere folgten, bis ihre Erinnerungen den Raum mit Nostalgie erfüllten. In dem Moment schien es richtig zu sein, dass wir dieses Kapitel unseres Lebens abschlossen. Wir hatten hier intensiv gelebt, hatten dieses Haus geliebt und, was vielleicht das Wichtigste war, es mit anderen geteilt.

Als wir das Licht ausschalteten und uns auf die Matratze legten, die jetzt auf dem Boden lag, weil wir das Bettgestell bereits verkauft hatten, ergriff mich Panik über mein weiteres Schicksal. Momente voll schöner Erinnerungen haben die Eigenschaft, alles andere auszulöschen. Ich drehte mich auf die Seite zu meinem Mann hin, legte meinen Arm um seine stattliche Mitte, voller Sehnsucht nach Ich-weiß-nicht-was. Diese vertraute Nähe würde mir fehlen, dachte ich, und kuschelte mich enger an ihn. Er bewegte sich und einen Moment lang glaubte ich, er würde sich auch umdrehen, etwas sagen, mich vielleicht in den Arm nehmen. Aber er schlief innerhalb von Sekunden ein und mir blieb nichts anderes übrig, als mich vom Rhythmus seines Atems einlullen zu lassen.

So viele Nächte hatte ich neben ihm gelegen und mich gefragt, was er wohl träumte und was ihn so verfolgte. Ich hatte von Anfang an gewusst, dass er eine schwere und einsame Kindheit gehabt hatte, in einer Alkoholikerfamilie aufgewachsen war und mit zwölf Jahren auf ein Kloster-Internat geschickt wurde, das er gehasst hatte. Als wir uns ineinander verliebten, ließ er mich von all dem wissen und von der Last, die er deswegen zu tragen hatte, aber ich, ganz erfüllt von Fürsorglichkeit, fand es umso herausfordernder, mit seinen Schatten fertig zu werden. Es gab mir ein gutes Gefühl, eine Ehe einzugehen, in der meine Rolle als fürsorgende Hausfrau und Mutter bereits festgelegt war, und ich

dachte, ich würde schon ein Mittel gegen seine Melancholie finden, ihn aus der Dunkelheit befreien, die ihn seit langem umgab.

Doch mit der Zeit ermüdete mich sein Schmerz, der sich nicht austreiben lassen wollte. Zu oft verstand ich seine emotionale Verslossenheit als Ablehnung und bettelte um seine Aufmerksamkeit. »Auch ich habe Bedürfnisse, weißt du«, wiederholte ich dann, voller Hunger nach Nähe und Bestätigung. Er sah von dem Buch auf, das er las, und teilte mir mit: »Bedürfnisse sind ein Dach über dem Kopf und ein gefüllter Magen. Punkt.« Solche Antworten ließen mich für gewöhnlich verstummen, genau wie andere Bemerkungen, die so zutreffend schienen, dass ich mir wie ein Dummkopf vorkam. Er bagatellierte meine Ausbrüche mit der Nüchternheit eines Pragmatikers, der eine Vorliebe für Rhetorik hat. Mit den Jahren wurde es mehr als frustrierend, die andere Seite einer forcierten Rationalität zu sein.

Trotzdem gab es Momente, in denen er tatsächlich neidisch auf mich war. Nach einem Essen, bei dem ich die Gäste mit Geschichten und amüsanten Anekdoten unterhalten hatte und er, wie immer, sehr ruhig und in sich gekehrt gewesen war, sagte er: »Du bist Technicolor und ich bin Schwarzweiß.«

»Na und?«, gab ich zurück. »Warumfügst du deinem Leben dann nicht ein bisschen Farbe hinzu?«

Nicht immer waren meine Antworten so schlagfertig und Humor war selten Teil unserer Unterhaltungen. Meine Rolle, die ich mir zweifellos selbst geschaffen hatte, deprimierte mich mehr und mehr. Für mich hieß Liebe nur geben, geben, geben, bis ich eine positive Reaktion auf meine Bemühungen im Gesicht des anderen sah, und mein Glücksgefühl hing davon ab ihn zufrieden zu stellen. Ich glaube, er fand mich netter, wenn ich das mal vergaß. Meine Bedürfnisse müssen oft wie Forderungen geklungen haben, die er nicht zu erfüllen bereit war. Wenn er es versuchte, entsprachen seine Bemühungen nie meiner Erwartung. Auf jeden Fall war ihm die Freude am Leben

genommen worden und ich hatte alle Wiederbelebungsversuche aufgegeben.

Für mich bedeutete eine Beziehung Abenteuer, Spaß, Gemeinsamkeiten. Er sah seine Rolle hauptsächlich als Ernährer und gelegentlicher Teilnehmer am Rande unseres Familienlebens. Zu den Wochenenden lud ich Freunde ein und veranstaltete Partys in der Hoffnung, ihn damit anzuregen, aber meist zog er sich dann nur noch mehr in sich selbst zurück. Wenn ich versuchte, ihn aus seinem Schneckenhaus herauszulocken, entgegnete er: »Wann wirst du endlich mit dem zufrieden sein, was du hast? Wenn du Aufregung willst, dann such sie dir doch.«

Was ich auch tat. Ich verliebte mich prompt in einen verheirateten Mann, floh vor der Intensität dieser Gefühle zu einem Schriftstellerkongress in Maine, knüpfte dort neue Kontakte für meine Karriere, unterschrieb weitere Buchverträge und begrub auf diese Weise meine persönlichen Bedürfnisse unter dem Glanz der Schriftstellerei. Obwohl jede dieser Eskapaden mich kurzfristig aufputschte, brachten sie mir nicht das, wonach ich mich sehnte – Nähe und Verbundenheit.

Und nun bleibt mir nur noch eine Alternative: eine Zeit lang auf jede Beziehung zu verzichten oder vielleicht eine zu mir selbst aufzubauen. Es ist spät. Morgen ist ein großer Tag. Ich drehe mich um und schlafe ein.

Ich erwachte um fünf Uhr morgens, er eine Stunde später, und wir beeilten uns, die Autos fertig zu packen, bevor er zu seiner neuen Stelle und ich zu meinem neuen Leben aufbrach. »Ich kann einfach nicht glauben, dass wir das tun«, sagte ich, machte damit den Abschied kompliziert und ahnte bereits, welche Antwort ich bekommen würde.

»*Du* kannst es nicht glauben«, knurrte er mit zusammengebissenen Zähnen. »Das war doch alles *deine* Idee!« Meine Worte machten ihn wütend, wie üblich, und er drückte diese Wut kör-

perlich aus, während er die letzten Gepäckstücke in meinen voll gepackten Kofferraum quetschte und schließlich die Haube zuschlug.

»Ich muss los«, sagte er und schwächte seine Unverblümtheit mit einem Lächeln ab, »um mit meinem Leben weiterzumachen, so wie du mit deinem weitermachst.« Ich war auf weitere Angriffe gefasst, aber er ging ohne zurückzuschauen zu seinem Wagen. Doch dann drehte er sich um und sein dunkler, schmerzgefüllter Blick war trotz allem seltsam friedvoll. »Bis dann«, sagte er und das war's.

Es verblüffte mich, wie sehr mich dieser Abschied bedrückte. Ich lehnte meine Stirn an das Autodach und begann zu weinen, vom Schmerz überwältigt, unterdrückte dann aber mein Schluchzen, als zwei Freundinnen mit einer Thermoskanne Kaffee und Verpflegung für unterwegs vorbeikamen. Diese Frauen, deren Ehen schon vor langer Zeit in Kälte, Wut und Gleichgültigkeit erstarrt waren, betrachteten mich mit sehnsüchtigen Blicken. Sie sagten, dass ich mutig sei und dass sie sich wünschten, sie hätten den Mumm, dasselbe zu tun, dass sie davon träumten, für sich selbst einstehen zu können. Ich hob das Kinn, legte den Finger unter die Nase, um die Tränen zurückzuhalten, und wollte protestieren. »Verzweifelt« war das Wort, das meinen Zustand in dem Moment am besten beschrieben hätte. Ich konnte mich kaum als mutig bezeichnen. Ich war nach dem Motto erzogen worden, »wo du hingehst, da will ich auch hingehen...«, und nun lief ich in die entgegengesetzte Richtung. Jede Minute, die ich noch blieb, brachte mich einer Meinungsänderung gefährlich nahe.

Frauenfreundschaften sind immer mein Allheilmittel gewesen, haben mich in düsteren Zeiten stets getröstet. Aber diesmal steckte ich in einer Krise, die meine volle Aufmerksamkeit erforderte, nicht die Ablenkung, die mir Freundinnen geben konnten. Noch länger hier in der vertrauten Umgebung zu verweilen

würde mein Zögern nur verstärken. Also stieg ich in meinen rostigen alten Volvo, voll gestopft mit Büchern, Papieren, unfertigen Manuskripten und anderem, was man als Schriftstellerin braucht, fuhr los und warf noch einen letzten Blick auf das »ZU VERKAUFEN«-Schild auf dem Rasen vor dem Haus. Ich musste nur noch bei der Bank halten, um meine restlichen Ersparnisse von 3 782,42 Dollar abzuheben. Mein Mann würde die größten Rechnungen bezahlen, aber für mich musste ich selbst aufkommen, eine faire Vereinbarung, da wir in den vergangenen Jahren meine Honorare dazu benutzt hatten, die Ausbildung unserer Söhne, die Steuern und die meisten Extraausgaben zu bezahlen.

Als ich aus Nyack hinausfuhr, auf die Tappan Zee Bridge zu, sagte ich mir immer wieder: »Du tust das Richtige – mach weiter – du tust das Richtige.« Nachdem ich den Brückenzoll bezahlt hatte und die Hinweisschilder für Neuengland sah, entspannten sich meine Schultern und mein Rücken passte sich der Lehne des Autositzes an. Ich war endlich unterwegs und hatte das Gefühl, dass sich dieser Schritt seit langem angekündigt hatte.

Vielleicht hatte er das wirklich. Ich hatte einige misslungene Versuche hinter mir, Zeiten, in denen ich aus einem Impuls heraus weggelaufen war, nur um zu erfahren, dass es den dramatischen Effekt verliert, wenn man es zu oft macht. Dieses Mal war es anders, es hatte etwas Monumentales. Ich hatte alle wichtigen losen Enden verknüpft, bevor ich die Flucht ergriff. Plötzlich kam ich mir vor wie eine Frau Machiavelli, eine Meisterplanerin, oder wie jemand, der kurz vor dem Tod steht und alle seine Angelegenheiten ins Reine bringt. Das Leben aller, für die ich verantwortlich gewesen war, lief in geregelten Bahnen. Ich mache mir manchmal Gedanken, dass ich in meiner Ungeduld, meine eigene Freiheit zu erlangen, die Jungen zu sehr angetrieben habe, dass ich meinen ältesten Sohn ermutigt habe, sich in eine Ehe zu

stürzen, lange bevor seine Freunde so einen Schritt überhaupt in Erwägung zogen. Meinem jüngeren Sohn habe ich sogar meinen eigenen Verlobungsring gegeben, damit der Diamant zu einem Ring für seine Braut umgearbeitet werden konnte.

Was hätte mir das sagen sollen? Da ich mein eigenes Glück nicht mehr im Griff hatte, wollte ich vielleicht ihres sicherstellen. Ihre Hochzeiten, die während des Höhepunktes unserer Desillusionierung stattfanden, hatten dazu gedient, uns für eine Weile abzulenken. Ich habe bei vielen unserer Freunde erlebt, dass sie sich in einen wahren »Hochzeitsrausch« gestürzt haben, mit allem, was dazu gehört. Mein Mann und ich waren da keine Ausnahme. Wenn wir schon selbst das Hochgefühl des Verliebtseins nicht mehr kannten, war unser Trostpreis vielleicht der, es stellvertretend mitzubekommen. Ich habe mich oft gefragt, ob das der Grund ist, warum so viele Menschen bei Hochzeiten weinen. Sie sehen die Liebe und möchten etwas davon für sich selbst, während sie ganz genau wissen, dass ihnen solche Träume verwehrt sind. Es war schön, die stolzen Eltern bei der Hochzeit unserer Söhne und Teil der Festlichkeiten zu sein. War die Hoffnung, die ich für sie hegte, gleichzeitig eine, die ich nach wie vor für uns hatte?

Aber der Zauber verflog, sobald der Reis geworfen war und der Alltag uns wieder eingeholt hatte. Sogar die Katze, die noch als Letzte von uns abhängig war, starb eines Sonntags in unserem Keller an einem Herzschlag, während wir in der Kirche waren. Nichts schien uns mehr zusammenzuhalten.

In meinem Kopf herrschte ein wildes Durcheinander, als ich auf den Merritt Parkway einbog, und ich griff nach einem Stift, um meine Gedanken zu notieren. »Eines Tages wirst du einen tödlichen Unfall haben, wenn du weiter beim Fahren schreibst«, hatte mich eine gute Freundin mal gewarnt. »Ich weiß, ich weiß«, hatte ich erwidert, ohne ihre Warnung jemals ernst zu nehmen.

Während ich, in meinem Volvo wie von einer Schutzhülle umgeben, die Vergangenheit hinter mir lasse, merke ich, dass ich jetzt klarer denken kann, und fühle mich wunderbar leicht. Im Radio suche ich einen Sender mit klassischer Musik und finde Vivaldis ›Jahreszeiten‹, eine Musik, die ich gern beim Joggen gehört habe. Ein gutes Omen, denn ich laufe auf ein neues Leben zu. Ich habe mal gehört, dass Trainer des Olympiateams vor großen Wettkämpfen in den Umkleidekabinen Barockmusik abspielen lassen, um die Ängste der Athleten zu besänftigen. Ich atme tief durch und wünsche mir, dass auch mich diese Ruhe überkommt.

Trotzdem bleibt das Gefühl, etwas Unrechtes, sogar Ungehöriges getan zu haben. Derjenige, der den anderen verlässt, ist stets im Unrecht, während der Partner, der alles passiv hinnimmt, das ganze Mitgefühl bekommt. Den meisten Männern, ist mir aufgefallen, widerstrebt es, einfach zu gehen. Sie wollen zwar aus ihrer Ehe raus, aber sie drehen es so, dass die Frau den ersten Schritt unternimmt. Wenn die Jungen zu fragen beginnen, was eigentlich los ist, werden sie sich bestimmt mehr Sorgen um ihren Vater machen als um mich. Sie haben selten seine Fehler gesehen, was daran liegt, dass er nach außen hin rational, verantwortungsbewusst und aufrichtig wirkt. Ich bin diejenige, die um sich schlägt, das große Mundwerk hat, launisch ist und auch mal zu schreien anfängt – doch selten den Mann anschreit, der diese Situationen möglicherweise verursacht hat.

Ich fahre jetzt nach Norden auf der Interstate 95, weit weg von allem, was einer Stadt gleicht, vorwärts getrieben vom jagenden Tempo der Violinen des Allegro aus Vivaldis ›Frühling‹. Aber weiterhin begleiten mich diese negativen Stimmen, die mir vorwerfen, ich sei ein verwöhntes Gör. Schließlich hat mein Mann mich nie geschlagen, hat mich nie als Miststück beschimpft (obwohl er mir vorgeworfen hat, bissig und gehässig zu sein), und jetzt wirkt er so verloren.

Inzwischen beschimpfe ich mich. »Diesmal hast du es wirklich getan, Joan!« Ich schlage auf das Steuerrad, als wollte ich mich ohrfeigen. Ich wünschte, ich könnte mir einen Drink genehmigen, ein paar Valium schlucken oder auf einen Punchingball eindreschen! In diesem Moment werde ich von einem Straßenschild abgelenkt: NEW HAVEN. Gott, Hunderte Male bin ich hier vorbeigefahren und habe das nie mit meiner Vergangenheit in Verbindung gebracht. Hier haben wir uns kennen gelernt. Yale war der Anfang. Ich trete auf die Bremse und erwische gerade noch die Ausfahrt, ganz versessen darauf, der Vergangenheit wiederzubegegnen und ein oder zwei unserer alten Lieblingsplätze aufzusuchen.

Minuten später stehe ich vor dem White Tower Diner gegenüber vom Green, wo der gratis nachgeschenkte Kaffee uns die Nächte hindurch am Reden hielt, als wir uns gegenseitig zu entdecken begannen. Ich vertraue auf meine eingerosteten Erinnerungen, biege in die Trinity Street ein und sehe die Schauspielerschule vor mir, mit den gleichen grellroten Türen wie früher, und gleich daneben das Gässchen, in dem wir immer geknutsch hatten. Ein junges Pärchen lehnt an der Mauer und tut genau das. Ich fahre weiter um den Block und entdecke das heruntergekommene Haus, in dem ich im Untergeschoss eine Wohnung hatte und wir mit fliegenden Händen aneinander herumfummelten, ohne uns sehr viel weiter vorzuwagen.

Alles wirkt hier geschäftig und zielorientiert, genau wie es im Herbst zu Beginn eines neuen Semesters sein sollte. Ich sehe Studenten mit frischen Gesichtern, manche in lebhaftem Unterhalten vertieft, andere, die mit Entschiedenheit zu ihren Vorlesungen eilen. Genau wie wir damals, nur fällt mir plötzlich ein, dass er weglief, als unsere Beziehung ernst zu werden begann. Vielleicht hätte ich ihn gehen lassen sollen, aber ich war entschlossen, mir einen Ehemann zu angeln, und er war der aussichtsreichste Kandidat. Also jagte ich ihm nach, bis er mich einfiel, und bald

darauf waren wir verlobt und ich bekam von ihm den Ring, den seine Mutter ihm Augenblicke zuvor gegeben hatte. Es war eine »arrangierte Hochzeit«, es kommt mir jetzt zumindest so vor. Ich wusste, dass er schon andere junge Mädchen mit nach Hause gebracht hatte, aber was seine Mutter anging, so hatte ich den Hauptpreis gewonnen. Meine Mutter wiederum war entsprechend beeindruckt, weil er der Sohn eines Arztes und daher gut betucht war. Sie sah darüber hinweg, dass seine Eltern schwere Alkoholiker waren, und konzentrierte sich lieber auf das schicke Haus und den Strandclub, da ihr viel an Äußerlichkeiten lag – nicht gerade eine gute Mitgift für eine Ehe.

Ein Auto hinter mir hupt, weil ich nicht gleich bei Grün losgefahren bin. Ich gebe Gas, zeige dem Kerl den Finger wegen seiner Ungeduld und erinnere mich selbst daran, dass ich die Vergangenheit hinter mir lassen will. Sobald ich auf dem Highway bin, öffne ich das Fenster, lasse mir den Wind durch die Haare wehen und verspüre ein neues Hochgefühl, während ich meiner Zukunft entgegenfahre.

Ich habe nie das Gefühl, wirklich in Neuengland zu sein, bevor ich nicht die Grenze zwischen Connecticut und Rhode Island passiert habe. Dann werde ich übermütig, sogar aufgereggt, weil ich weiß, dass die Reise in zwei Stunden zu Ende ist. Nach Hause zu kommen oder an einen Ort, an dem man sich zu Hause fühlt, ruft unweigerlich ein Gefühl der Verwurzelung hervor. Cape Cod vermittelt mir solche Gefühle, weil ich hier seit meiner Kindheit jeden Sommer verbracht habe.

Ein neuer Anfang an einem altbekannten Ort. Mir gefallen diese Worte. Über der Spüle in unserem Cottage hängt ein Zitat von Wendell Berry: »Wenn du nicht weißt, wo du bist, dann weißt du nicht, wer du bist.« Sobald ich dort eintreffe, bin ich mir immer viel sicherer, wer ich bin, vielleicht, weil mir die ausgetretenen Pfade so vertraut sind. Mehr noch, ich gebe mich einer Art Wissen hin, das nicht über meinen Verstand läuft, son-

dern eher meine Sinne anspricht. Es gibt keinen Kanal, keine Düne, kein Marsch-Gebiet, die nicht mit einer bestimmten Zeit oder sogar mit einer Person aus meiner Vergangenheit verbunden sind, und ich glaube, ich werde mich auf diese Erinnerungen verlassen, um wieder zu wissen, wer ich vorher war – die ursprüngliche Person, die ich anscheinend verloren habe.

Ich nehme an, das Cape wurde zu meinem wahren Zuhause, als mein Vater starb und auf dem Friedhof bei der First Congregational Church, die etwa um 1746 erbaut worden war, neben einem Großvater, zwei Großmüttern, einer Tante und einem Vetter begraben wurde. Zuerst war ich bestürzt, den Grabstein mit der Inschrift ANDERSON zu sehen, aber schon bald fühlte ich mich dadurch verankert. All die anderen Orte und Städte, in denen ich zuvor gewohnt hatte, wurden zu vorübergehenden Stationen auf meinem Weg nach Hause.

Veränderungen finden auf dieser ellbogenförmigen Halbinsel, dieser vom Meer begrenzten und umgebenen Landzunge nur langsam statt. Ich weiß, wo man im August Blaubeeren findet und Bittersüß im September, wo sich die Sanddollar genannten Seeigel einnisten und an welchen Felsen die Seesterne haften. Selbst jetzt ist meine Vorfreude noch genau so stark wie vor vielen Jahren, als mein Bruder und ich auf dem Rücksitz des alten Buick meines Vaters hockten und nach den vertrauten Zeichen Ausschau hielten, die ankündigten, dass unsere Ankunft kurz bevorstand. Zuerst wurde die Erde neben dem Highway sandig, dann schwebten die ersten Möwen über uns, und schließlich sahen wir die Sagamore-Bridge, das Tor zu unserem Paradies. Nachdem wir sie überquert hatten, kurbelten wir die Fenster herunter, egal ob es regnete oder die Sonne schien, atmeten die feuchte Luft mit ihrem Duft nach Kiefernadeln ein und wussten, dass wir gleich den Weg durch das Dorf nehmen würden, vorbei an der Kirche, deren Glocke jede Stunde läutet, vorbei am Eisalon, wo wir unsere Mokka-Shakes schlürfen würden, vorbei am

Hafen, wo unser kleines Boot vertäut liegt, und schließlich auf den sandigen Pfad, der direkt vor die Tür zu unserem Cottage führt.

So in Gedanken verloren, schrecke ich hoch, als die Brücke vor mir auftaucht. Mir kommt es vor, als hätte ich gerade erst New Haven verlassen, und es ist noch kaum Mittag! Die Sonne scheint einladend, aber ich fühle mich wie eine Möwe vor dem Sturm, die nicht recht weiß, wo sie landen soll. Ich will die Landung hinauszögern, mich noch nicht niederlassen. Ich sage mir, dass ich ja keinen Zeitplan einzuhalten habe. Schließlich wartet niemand im Cottage auf mich. Allein dieser Gedanke ruft Beklemmung in mir hervor. Ich lenke das Auto zum Strand, will mir mehr Zeit geben, langsam ankommen und darüber nachdenken, was diese Ankunft zu bedeuten hat – will mich vom Rhythmus der Wellen wiegen und in einen Zustand des bloßen Da-Seins versetzen lassen.

Nachdem ich den Parkplatz an meinem Lieblingsstrand erreicht habe, schlüpfte ich aus den Schuhen, um den feuchten Sand unter meinen Füßen zu spüren, und laufe auf eine Düne hinauf, als wolle ich mein Territorium in Besitz nehmen. Da ich völlig unvorbereitet darauf bin, was als Nächstes in meinem Leben geschehen wird, bin ich gezwungen, mich mit dem zufrieden zu geben, was vor mir liegt. Ich glaube, es war Thomas Merton, der gesagt hat, die einfachste Art, eine Neurose zu überwinden, sei die, sich mit Natur zu umgeben oder, genauer, mit Bäumen. »Man kann nicht neurotisch sein, wenn man vor einer Baumgruppe steht«, behauptete er; genauso wenig, füge ich hastig hinzu, wie vor Dünen oder dem Meer oder bescheidenen Krüppelkiefern. Hier am Rande der Welt zu stehen, zeigt mir, wie übertrieben meine Emotionen offensichtlich sind. Dieser stark auf mich wirkende stille Ort verdrängt Verwirrung, Wut und Depression, und im Moment fühle ich mich mit der Landschaft mehr verbunden als mit den Menschen.